

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 51

Artikel: Die heilige Nacht
Autor: Lagerlöf, Selma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649386>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 51 - 26. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 19. Dezember 1936

Weihnachtswunder. Von Ernst Oser.

Wie ein Wunder geht auf Erden,
Weihnacht, deine Botschaft um,
Lässt uns froh und selig werden
Vor des Kindleins Heiligtum.

Ueber allen ew'gen Sternen
Glänzt der eine hehr und rein,
Strahlt in alle Weltenfernen,
Will des Friedens Kündler sein.

Tausende von Herzen schlagen
Noch für andrer Leid und Not,
Und das Weinen, das Verzagen
Stillt ein liebendes Gebot.

Aber ach, des Hasses Flammen
Lodern auf im Bruderzwist.
Um den Nächsten zu verdammen
Lauern heimlich Gier und List.

Frommer Glaube wird zerrüttet,
Frohes Hoffen wird verhöhnt,
Und mit Spott wird überschüttet,
Wer noch betet, gottversöhnt.

Weihnacht! Lass' dein Wunder gehen
Wie vordem in alle Welt,
Lass' die Menschen sich vertehen,
Weithin, unterm Sternenzelt!

Gib den müss'gen Hand den Segen
Stiller Arbeit! Spende Brot!
Lasse neue Tat sich regen
Ueberall, wo Darben droht!

Schöpfer aller Wunder, hebe
Volk um Volk zum Licht empor!
Dass ein starker Glaube lebe,
Oeffne du ihm Tür und Tor!

Auch durch unsrer Heimat Gauen
Wird der Weihnacht Wunder gehn,
Aber mutig aufzubauen
Müssen wir zusammenstehn!

Müssen unsre Hände regen,
Schüren unsrer Herzen Schlag,
Müssen Ehr' und Treue hegen
Zum Vollbringen, Tag um Tag!

Leuchtend wird uns dann geleiten
Jener Stern von Bethlehem
Fort in alle Lebensweiten,
Als ein Wunder wie vordem!

Die heilige Nacht. Von Selma Lagerlöf.

1

Als ich fünf Jahre alt war, hatte ich einen großen Kummer. Ich weiß kaum, ob ich seither einen schwereren erlitten habe.

Es war damals, als meine Großmutter starb. Tag für Tag hatte sie bis dahin in ihrem Zimmer auf dem Edsofa geessen und Märchen erzählt.

Ich kann es mir gar nicht anders vorstellen, als daß Großmutter da saß und vom Morgen bis zum Abend erzählte und erzählte, während wir Kinder ganz still neben ihr saßen und lauschten. Es war ein herrliches Leben. Und es gab keine Kinder, die es so schön hatten wie wir. Sonst weiß ich nicht mehr viel von meiner Großmutter. Ich entsinne mich nur, daß sie schönes, schlohweißes Haar hatte, daß sie mit tiefgebeugtem Rücken einher ging, und daß sie immer dasaß und an einem Strumpf strickte.

Auch entsinne ich mich, daß sie immer, wenn sie ein Märchen erzählt hatte, ihre Hand auf meinen Kopf legte und dabei sagte: „Und all dies ist so wahr, wie ich dich sehe und du mich siehst.“

Dabei fällt mir auch noch ein, daß sie Lieder singen konnte. Das tat sie jedoch nicht alle Tage. Eine dieser Volksweisen handelte von einem Ritter und einem Meerweib, und der Rehrreim lautete: „Es stürmt der Wind so eilig kalt auf Meereswellen hin.“

Und dann erinnere ich mich auch noch eines kleinen Gebetes, das sie mich lehrte, und ein Psalmenvers kommt mir in den Sinn. An all die schönen Märchen, die sie mir erzählte, habe ich nur eine schwache, verworrene Erinnerung. Nur einer einzigen Geschichte entsinne ich mich so gut, daß ich sie nacherzählen könnte. Es ist eine kleine Geschichte von Jesu Geburt.

Seht, das ist nun fast alles, was ich noch von meiner Großmutter weiß, ausgenommen das eine, dessen ich mich am besten entsinne, und das war die schmerzliche Sehnsucht, die ich empfand, als sie von uns gegangen war. Ich erinnere mich noch jenes Morgens, an dem das Edsofa plötzlich leer da stand, und wie unbegreiflich es uns erschien, daß

die Stunden jenes Tages ein Ende nehmen könnten. Dessen entfinne ich mich. Das werde ich niemals vergessen.

Und ich erinnere mich, daß wir Kinder hereingeführt wurden, um die Hand der Toten zu küssen. Wir fürchteten uns davor, aber da sagte uns jemand, es sei das letztemal, daß wir Großmutter für alle Freude danken könnten, die sie uns gespendet hatte.

Und ich erinnere mich, wie Märchen und Lieder, in einem langen, schwarzen Sarge verpackt, vom Gutshof wegfuhr und niemals wiederkehrten.

Ich erinnere mich, daß uns damals aus dem Leben etwas unwiederbringlich entschwunden war. Es war, als hätte sich die Pforte einer ganzen herrlichen Zauberwelt geschlossen, in der wir zuvor frei ein- und ausgehen konnten. Und nun war niemand mehr, der sich darauf verstand, diese Pforte zu öffnen.

Ich erinnere mich, daß wir Kinder ganz allmählich lernten, mit Puppen und Spielzeug zu spielen und wie andere Kinder zu leben — und das mochte wohl so aussehen, als entbehrten wir Großmutter gar nicht mehr, oder als erinnerten wir uns ihrer nicht.

Aber noch heutigen Tages, nach vierzig Jahren, wie ich nun dasize und diese Legenden über Christus sammle, die ich im fernen Morgenlande vernommen habe, ersteht in meinem Inneren die kleine Geschichte von Jesu Geburt, die meine Großmutter zu erzählen pflegte. Und ich verspüre Lust, sie noch einmal zu erzählen und in meine Legendenansammlung aufzunehmen.

Es war ein Weihnachtstag, an dem alle, außer Großmutter und mir, zur Kirche gefahren waren. Ich glaube, daß wir im ganzen Hause allein waren. Wir hatten nicht mitfahren können, weil die eine zu jung und die andere zu alt war. Und wir waren beide ganz traurig darüber, daß wir nicht zur Frühmette fahren und die Weihnachtskerzen nicht sehen konnten. Als wir aber so in unserer Einsamkeit dasaßen, begann Großmutter zu erzählen:

„Es war einmal ein Mann, der in die dunkle Nacht hinausging, um sich etwas Feuerglut zu holen. Er ging von Hütte zu Hütte und klopfte an jede Tür. „Helft mir, ihr lieben Leute!“ sagte er. „Mein Weib ist eben eines Kindleins genesen, und ich muß Feuer anzünden, um sie und das Kindlein zu erwärmen.“

Aber es war tiefe Nacht, so daß alle Menschen fest schliefen. Niemand antwortete ihm.

Der Mann ging immer weiter. Schließlich gewahrte er in weiter Ferne einen hellen Feuerschein. Er wanderte in dieser Richtung fort und sah, daß das Feuer im Freien brannte. Eine Menge weißer Schafe lagerte schlafend ringsumher, und ein alter Hirt saß daneben und bewachte die Herde.

Als der Mann, der das Feuer holen wollte, die Schafe erreicht hatte, sah er, daß drei große Hunde schlafend zu des Hirten Füßen lagen. Bei seinem Kommen erwachten sie alle drei und sperrten ihre weiten Rachen auf, als ob sie bellen wollten, man vernahm jedoch keinen Laut. Der Mann sah, daß sich die Haare auf ihrem Rücken sträubten, er sah, daß ihre spitzen Zähne im Feuerschein weißleuchtend

aufblitzten, und er sah auch, daß sie auf ihn zustürzten. Er fühlte, daß einer ihn ins Bein biß, der zweite nach seiner Hand schnappte und der dritte ihm an die Kehle sprang. Aber die Kinnladen und die Zähne, mit denen die Hunde ihn beißen wollten, gehorchten nicht, und der Mann erlitt nicht den geringsten Schaden.

Nun wollte er vorwärts gehen, um zu holen, was er brauchte. Aber die Schafe lagen Rücken an Rücken so dicht gedrängt, daß er nicht vorwärts kam. Und der Mann schritt über die Rücken der Tiere zum Feuer hin. Aber keines erwachte oder bewegte sich.“

Bis dahin hatte Großmutter ungestört erzählen können, länger vermochte ich jedoch nicht an mich zu halten, ohne sie zu unterbrechen: „Weshalb taten sie es nicht, Großmutter?“ fragte ich. „Das wirst du bald erfahren“, sagte Großmutter und erzählte weiter.

„Als der Mann schon beim Feuer angelangt war, blickte der Hirt auf. Er war ein alter, heftiger Mann, unfreundlich und hart gegen alle Menschen. Als er nun einen Fremden nahen sah, griff er nach einem langen, spitzen Stabe, den er in der Hand zu halten pflegte, wenn er seine Herde weiden ließ, und schleuderte ihn nach dem Manne. Der Stab flog tausend gerade auf ihn zu, aber ehe er ihn treffen konnte, wich er zur Seite und flog an ihm vorbei ins Feld hinaus.“

Als Großmutter so weit gekommen war, unterbrach ich sie nochmals. „Großmutter, warum wollte der Steden den Mann nicht treffen?“ Aber Großmutter kümmerte sich um meine Frage gar nicht, sondern fuhr in ihrer Erzählung fort.

„Nun kam der Mann auf den Hirten zu und sprach zu ihm: „Lieber, hilf mir und laß mir etwas von deiner Feuerglut nehmen! Mein Weib ist eben eines Kindleins genesen, und ich muß Feuer anzünden, um sie und das Kindlein zu erwärmen.“

Der Hirt hatte es ihm am liebsten abgeschlagen, aber er dachte daran, daß seine Hunde diesem Mann keinen Schaden hatten zufügen können, daß die Schafe nicht vor ihm davongelaufen waren, und daß sein Stab ihn nicht hatte hinstrecken wollen. Da wurde ihm etwas bänglich zu Mute, und er wagte nicht, ihm die Bitte abzuschlagen. „Nimm so viel du brauchst!“ sagte er zu dem Manne.

Das Feuer war jedoch fast gänzlich niedergebrannt. Weder Holzsplitter noch Zweige waren vorhanden, nur ein großer Gluthaufen lag da, und der Fremde hatte weder Schaufel noch Eimer, um darin die rotglühenden Kohlen heimzutragen.

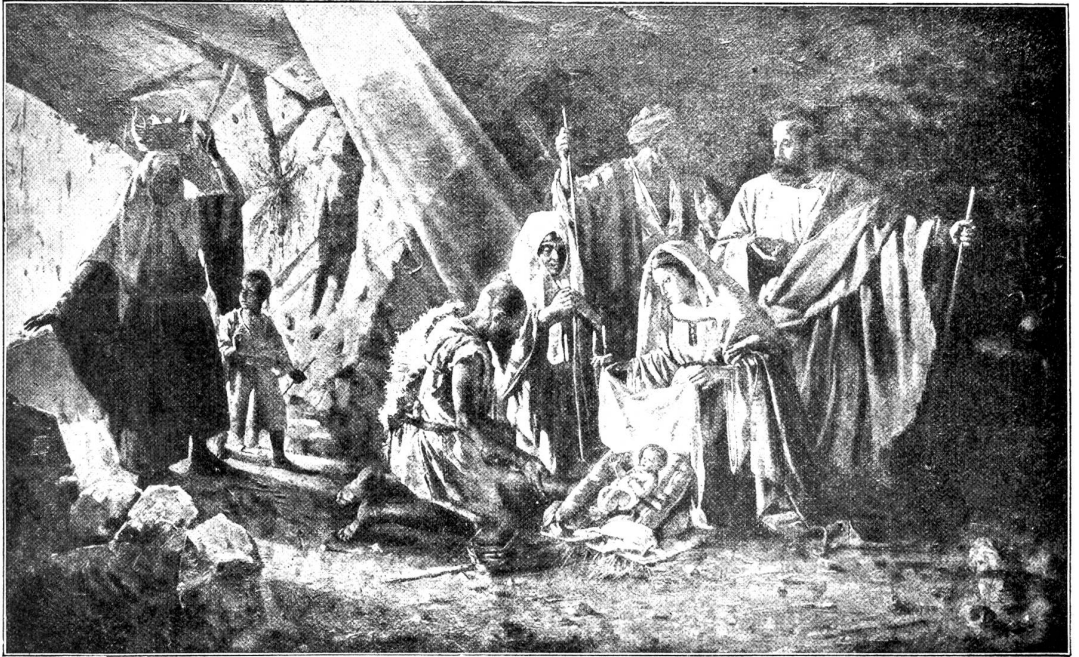
Als der Hirt dies sah, sprach er abermals: „Nimm so viel du brauchst!“ Und er freute sich, daß der Mann nicht imstande sein würde, die Glut mitzunehmen.

Aber der Mann beugte sich nieder, las mit bloßen Händen die glühenden Kohlen aus der Asche und widelte sie in seinen Mantel. Und die Kohlen versengten ihm weder Hände noch Mantel, und der Mann trug sie davon, als wären es Äpfel und Nüsse.“

Aber hier unterbrach ich die Märchenerzählerin zum drittenmal. „Großmutter, warum wollten die Kohlen den Mann nicht verbrennen?“

„Das wirst du noch erfahren“, sagte Großmutter und erzählte weiter.

„Als jener Hirt, der ein so böser und heftiger Mensch war, als dies sah, fragte er sich selber verwundert: ‚Was kann das für eine Nacht sein, da die Hunde nicht beißen, die Schafe sich nicht fürchten, der Speer nicht tötet und das Feuer nicht versengt?‘ Er rief den Fremden zurück und sprach zu ihm: ‚Was ist das für eine Nacht? Und wie kommt es, daß alle Dinge dir Barmherzigkeit zeigen?‘



G. Baglioli: Die Geburt Christi. (Original in der Christus-Gedächtniskirche zu Bethlehem.)

Da sprach der Mann: ‚Das kann ich dir nicht sagen, wenn du es nicht selber weißt.‘ Und wollte seines Weges gehen, um bald ein Feuer anzuzünden und sein Weib und Kind erwärmen zu können.

Der Hirt aber dachte, er wolle den Mann nicht ganz aus dem Gesicht verlieren, ehe er erführe, was all dies zu bedeuten habe. Er stand auf und ging ihm nach, bis er dorthin kam, wo der Fremde hauste.

Da sah der Hirt, daß der Mann nicht einmal eine Hütte besaß, um darin zu wohnen, sondern sein Weib und Kind lagen in einer Felsenhöhle, die nur nackte, kalte Steinwände hatte. Und der Hirt dachte, daß das arme, unschuldige Kind vielleicht in dieser Höhle erfrieren und sterben müßte, und obwohl er ein hartherziger Mann war, rührte ihn das Elend, und er sann nach, wie er dem Kinde helfen könnte. Er löste seinen Ranzen von der Schulter und nahm daraus ein weiches, weißes Schaffell, gab es dem fremden Manne und sagte, er soll das Kindlein darauf betten.

Aber sobald er gezeigt hatte, daß auch er barmherzig sein konnte, wurden ihm die Augen geöffnet, und er sah, was er zuvor nicht wahrgenommen hatte, und hörte, was zuvor seinen Ohren verschlossen war:

Er sah, daß er inmitten einer dichten Schar kleiner silberbeschwingter Engel stand, die einen Kreis um ihn bildeten. Ein jedes Englein hielt ein Saitenspiel, und alle sangen mit jubelnder Stimme, daß in der Nacht der Heiland geboren sei, der die ganze Welt von ihren Sünden erlösen würde.

Da verstand er, weshalb sogar alle leblosen Dinge in dieser Nacht so froh waren, daß sie niemanden etwas zuleide tun mochten.

Und nicht nur rings um den Hirten waren Engel, überall wahrte er sie. Sie saßen in der Felsenhöhle, und sie saßen draußen auf den Bergen, auch unter dem Himmel flogen sie hin und her. Sie kamen in großen

Scharen auf den Wegen dahergewandelt, und wenn sie vorbeisritten, blieben sie stehen und warfen einen Blick auf das Kindlein in der Höhle.

Jubel und Freude, Sang und Spiel waren allüberall, und der Hirt sah es in der dunklen Nacht, in der er sonst nichts hatte wahrnehmen können. Voll Freude, daß seine Augen geöffnet waren, sank er auf die Knie und lobte Gott.“

Und als Großmutter so weit gekommen war, seufzte sie und sprach: „Aber was der Hirt sah, das könnten wir auch sehen, denn die Engel fliegen in jeder Weihnachtsnacht unter dem Himmel einher, wenn wir sie nur zu erkennen vermögen.“

Und dann legte Großmutter ihre Hand auf meinen Scheitel und sprach: „Dessen sollst du eingedenk sein, denn es ist so wahr, wie ich dich sehe und du mich siehst. Nicht auf Kerzen und Lampen kommt es an, noch auf Sonne und Mond, sondern was nottut, ist einzig und allein, daß wir die rechten Augen haben, Gottes Herrlichkeit zu sehen.“

Tausend Christbäume im Wallis. Von Johannes Jegerlehner.

Weihnachtsbaum und Weihnachtsbescherung kennen die Walliser Aelpler nicht. Und doch habe ich vor einigen Jahren mit meiner Frau in einem Bergdörflein an der obern Rhone einen Christabend erlebt, ergreifend, ja so wunderbar, fast möchte ich sagen durch höhere Fügung, daß ich davon erzählen muß. Ihr werdet dazu niden und euch freuen, vielleicht staunen, wie sich das Seltsame zutragen hat.

In einem kleinen Hotel des Goms im Oberwallis hatten wir uns für einige Tage der Erholung eingenistet. In den Ferien eilen die Stunden im Schwalbenflug, und wir wollten nicht veräumen, unserm alten Freund, dem Kaplan in G., den längst versprochenen Besuch abzustatten.